

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Die Stunde der Berufung. Eine Konradin-Kreutzer-Novelle von Franz Hirtler

[urn:nbn:de:bsz:31-338834](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338834)

an der Lauber. Jetzt hat die Trombe den Fluß erreicht; wie ein riesenhaftes, entsetzliches Ungetüm steht sie da und hält gleichsam einen Augenblick inne. Wird sie ihren verheerenden Weg fortsetzen? Schon neigt sich der Boden des Doppeltrichters hoch oben in der Luft gegen den Fluß, da tut es einen furchtbaren Krach und die dunklen Massen brechen in sich zusammen, sind mit einem Male verschwunden und decken die blühende Siedlung mit unheimlichem Leichentuch zu.

Jahrtausende sind seitdem in die Vergangenheit hinabgerollt. Jahrtausende sind untergetaucht im Meer der Vergessenheit. Jahrtausende sind über die neolithische Siedlung hinweggeschritten und haben sie eifersüchtig dem Menschenauge verborgen, so daß niemand mehr etwas wußte von dem Steinzeitdorf an der Lauber und seinem grausamen Ende.

Nun haben wir es bloßgelegt — und seine Funde birgt das Heimatmuseum in Lauberbischofsheim. —

## Die Stunde der Berufung

Eine Konradin-Kreuzer-Novelle  
von Franz Hirtler

Der Postwagen cumpelte in gemächlicher Eile auf der Landstraße dahin, die durch die hügelige Landschaft zwischen Wäldern, Wiesen und Feldern, durch stille Dörfer vom Bodensee nordwärts in das weite Gelände des Heubergs führt. Der Postillion ließ den lauen Frühlingregen, der sich aus einer großen mitten im blauen Himmel stehenden Wolke ergoß, über seinen Hut und Mantel rieseln, ohne die gute Laune zu verlieren, die einstmals eine besondere Tugend der postalischen Kosselenter war. Aus dem geöffneten Wagenfenster lehnte sich, den halben Oberkörper herausbeugend, plötzlich einer der Insassen heraus, ein junger Mann in elegantem grünen Rock mit einem von braunen Locken umrahmten schmalen Gesicht. „Franz!“ rief er. Aber der Postillion schaute zufrieden und an den guten Trunk denkend, den er in Messkirch zu tun gedachte, vor sich hin und hörte nichts. Darum schlug jetzt der Passagier mit seinem gelben Spazierstock, den ein schwarzer Hornknopf schmückte, ungeduldig an die Seitenwand des Kutschbocks, worauf endlich der Postillion etwas merkte und gleichmütig sich umblickte. „Franz,“ rief der junge Fahrgast, „hast du meinen Reisefack auch zugedeckt?“ „Hm, ja ja“, kam es gutmütig vom Kutschbock herunter. Dann schaute Franz auf das Verdeck der Postkutsche, wo das Passagiergepäck lag, und zog das Deltuch, das die Stücke vor Regen schützen sollte, zurecht. Er brummte vor sich hin: „Das Bissel Regen! Gleich ist es vorbei! Dahinten scheint bereits die Sonn!“ Drinnen im schaukelnden Wagen erklärte der junge Mann, dem man ansah, daß er ein Student war, einer älteren Dame, neben der ein junges Mädchen saß: „Es ist mir nur wegen der Noten, die ich zuoberst in den Sack gesteckt habe. Denen tät die Nässe nicht gut.“ Die alte Dame blickte verwundert auf den jungen Mann. „Sie haben Wertpapiere, Banknoten in Ihrem Gepäck? Das würde mir doch zu gewagt erscheinen.“ Der Student lachte: „Banknoten? Und im Reisefack? Das müßt ein ordentliches Bündel sein, wenn es nicht in der Brieftasche Platz hätte.

Nein — es sind nur Noten, aufgeschriebene Löhne! Aber das darf nicht naß werden. Die Tinte ist heutzutage so schlecht, es würde alles verwischt.“ „Ach, der Herr ist ein Musikus, oder gar ein Compositour?“ fragte die Respektsdame interessiert. Das junge Mädchen schlug die Augen immer wieder auf und nieder, sie lauschte aufmerksam dem Gespräch, verhielt sich aber, wie es sich für eine Demoiselle schickte, schweigend. Der Student erklärte, mehr der jungen als der älteren Dame zugewandt, er sei nur aus Liebhaberei Musikus und Compositour, seine hauptsächlichliche Beschäftigung gelte der Medizin, mit deren Studium er auf der hohen Schule in Freiburg seine Zeit verbringe. Worauf die gesprächslustige ältere Dame ihren Respekt vor diesem Studium bezeugte und von einem weitläufigen Verwandten erzählte, der es bis zum königlichen Leibarzt gebracht habe. Ach, es waren für den aus Höflichkeit aufmerksam zuhörenden Studenten höchst gleichgültige Sachen, die die Dame von dem königlichen Leibarzt erzählte. Er hätte gar zu gerne einmal die Stimme des jungen Mädchens gehört. Aber statt ihrer, der die Natur sicher einen hellen Sopran geschenkt hatte, führte die Dame, die vielleicht ihre Mutter war, das Wort. Die Erzählung war bereits bei den Kindern des königlichen Leibarztes angelangt, als plötzlich ein fröhlicher, jubelnder Klang draußen aufstieg. Der Postillion hatte zu seinem Horn gegriffen und ließ eine einleitende Fanfare erklingen. Alle Passagiere hörten mit erfreuten Gesichtern zu. Als das halb lustige, halb wehmütige Stücklein, das der Fanfare gefolgt war, in einem langhinhallenden Ton sein Ende gefunden hatte, sagte der Student mit dem Stolz des Einheimischen, der vor Fremden wichtig tut: „Unser Franz ist zwischen Rhein und Donau der beste Trompeter. Schade, daß er die Noten nicht kennt! Er könnte einer Hofkapelle zur Zierde gereichen.“

Unter dem lustigen Geschmetter des Postillions, der nicht ahnte, daß man ihn im Wagen drin fast für würdig befunden hatte, in einer Hof-



kapelle zu konzertieren, fuhr die Post in Messkirch ein. Endlich konnte man aus dem engen Kasten steigen und die steifgewordenen Beine bewegen. Mit höflicher Verbeugung verabschiedete sich der Studiosus von den beiden Damen, die über Sigmaringen gegen Stuttgart weiterzureisen gedachten. Ein vorwitziges Messkircher Bürschlein, das vor der Posthalterei die Ankömmlinge musterte, bekam den mit Stickereien geschmückten Reisefack des Studenten ausgehändig: „Gehst mit zum Apotheker Hegele? Tragst mir den Sack, wenn du zwei Kreuzer brauchen kannst!“ Das Bürschlein griff erfreut zu.

„Grüß dich Gott, Konrad!“ rief der Apotheker dem Ankömmling zu, der, als sei er ein gewöhnlicher Kunde und Arzneikäufer, in die Offizin eingetreten war und wie ein solcher mit halb gespielter, halb echter Schüchternheit begrüßt hatte. Die Herzlichkeit des Apothekers, der in dunkelblauem Rock und Baternördern recht respektabel aussah, überfiel den Studenten, der bei all den Worten, die ihm galten, nur still vor sich hinlächelte. „Also da bist du wieder, Konrad, und hast Ferien!“ plauderte er, indem er ihn in die behagliche Wohnstube drängte. „Die Post ist soeben eingefahren, und du kommst, wie sich's gehört, gleich zu deinem Oheim und Vormund. Schön, schön. Hier, das Kanapee wartet schon längst auf dich. Wirst mir erzählen, was es Neues gibt an der Alma mater Scriburgensis. Unserer kommt nimmer hier fort aus dem langweiligen Messkirch, wo es schon ein Ereignis ist, wenn ein Studiosus von draußen gereift kommt!“ Indem er redete, hatte er aus einem Schränkchen eine Flasche und Gläser geholt. „Noch eine Stunde müssen wir uns gedulden bis zum Mittagmahl. Inzwischen wollen wir diese Flasche leeren. Oder magst du lieber süßen? Einen echten Malvasier? Gut, diesen, der ist aus der Freiburger Gegend.“

\* \* \*

Dieser Tag, der nach dem morgentlichen Regenschauer durch die strahlende Frühlingssonne verklärt wurde, hatte die Festlichkeit und Fülle eines ersten Ferientages. Nach dem Mittagmahl war der nächste Gang Konrads auf den Friedhof zu den Gräbern seiner Eltern. Einige Minuten stand er vor dem Grabstein, auf dem zu lesen stand: Johann Baptist Kreuzer und Anna Maria Hegelin. Ihr Guten, dachte er, ihr solltet noch leben, damit ich euch Freude machen könnte! Warum bin ich hierher gekommen? Die Ferien genießen? Ich muß wissen, was aus mir werden soll. Ihr würdet verstehen, um was es geht. Euerm Rat würde ich folgen. Der Oheim Hegele meint es gut, aber . . . — Eine Amsel sang. Die Lust roch nach Frühling. Konrad versank in die Erinnerung an die Kindheitstage draußen in der Talmühle. Vater und Mutter waren noch am Leben. Das war wie ein ununterbrochener Frühling gewesen draußen.



Talmühle bei Messkirch

Auf dem Weg durch die Stadt gab es viele Begrüßungen. Man sah in Konrad schon den künftigen Doktor. Nur der alte Riegger, Präzeptor und Regenschori, bei dem Konrad einstens in die Schule gegangen, fragte nach etwas Anderem: „Wie steht es mit der Musik? Der Jünger Aesculaps hat wohl nicht mehr viel übrig dafür? Und ich hab vermeint, Er werde nie vergessen, daß Er am Tag der Sancta Caecilia geboren ist!“ „Ihr dürft auf mich rechnen, lieber Meister. Die Heilige mit der Orgel ist immer noch meine Patronin. Zu Aesculap hab ich ein recht kühles Verhältnis. Wenn Ihr einmal herauskommt zur Talmühle, will ich Euch etwas zeigen —!“ „Ei, was denn?“ fragte der weißhaarige Präzeptor neugierig. „Ist es ein bleiches Totenhaupt oder ein von Ihm gefertigtes Präparat in Weingeist? Davor würd' es mir nur grausen. Oder ist es eine musikalische Skriptur, wie er solche schon in der Lateinschul' in Schussenried versucht hat? Ei das sollt mich freuen. In Ihm steckt ein Musikus ein für alle mal!“ „Meint Ihr? Ja, es ist gut, wenn es wahr ist. Aber Ihr sollt Euch nicht vor einem Totenschädel entsetzen, wenn Ihr mich in meinem alten Kämmerchen in der Talmühl' besucht. Eine lustige Sache sollt Ihr sehen: eine veritable Opera comica werdet Ihr, in Partitur geschrieben, bei mir finden. Und ich sing Euch die Tenorpartie vor, denn die hab' ich auch gesungen, als wir das Stück in Freiburg aufführten.“ Der würdige Präzeptor warf beide Arme in die Luft vor Freude und vergaß sich ganz: „Konrad, so ist es doch wahr, Er wird ein Musikus! Nun weiß ich es ganz gewiß, daß Er einmal draußen in der Welt sich einen Namen machen wird als ein Compositour von hohen Gnaden wie Haydn in Wien oder der selige Mozart. Er hat es in Sich, Er darf es nicht unterdrücken.“ Konrad lächelte trübe: „Vorläufig ist die Medizin mein Fach, verehrter Meister!“ „Ei was, Medici gibt es genug in der Welt! Aber Musici mit Genie sind rar! Was sagt der Herrte Vormund?“ — „Er erwartet, daß ich Doktor werde. Er sieht in mir bereits einen künftigen Kreisphysikus, wie es der Vetter Baptist ist. Ein Mann von Rang und Stand! Ein Musikus, und sei es ein Mozart, ist in seinen Augen so etwas wie ein Zigeuner.“ Der Präzeptor schüttelte den Kopf: „Vielleicht



ist der Herr Apotheker doch nicht solch ein Barbar wie Er denkt. Versuch Er's doch erst einmal. Red Er mit ihm! Und setz Er seinen Kopf auf!" —

Nach dem Ende dieses Gesprächs nahm sich Konrad Kreuzer vor, seinen Kopf aufzusetzen und mit dem Oheim von seinen Plänen zu reden.

\* \* \*

Obwohl der Vormund gewünscht hatte, sein Neffe möchte bei ihm wohnen, war Konrad hinausgezogen in die Talmühle, wo ein hübsches Zimmer im oberen Stockwerk immer noch zu seiner Verfügung stand. Dort konnte er auch seine Mahlzeiten einnehmen, wenn er nicht an des Vormunds Tisch geladen war, was übrigens fast jeden Tag geschah. An der Straße gegen Tuttlingen, von der der Weg zur Talmühle abzweigt, stand damals wie heute noch die Kapelle, die zur Mühle gehörte. Zwei hohe Lindensäume nahmen sie in ihren Schutz und Schirm, und ein holzgezimmelter Vorbau mit Ruhebänken lud die vorüberkommenden Wanderer zur Rast ein. Zu diesem einsamen und von mancherlei Geheimnissen umwobenen Ort zog es den Studiosus, der in der Talmühle seine Ferien verbrachte, immer wieder. So saß er auch dieses Mal in einer leuchtenden Morgenstunde vor dem Heiligtum und dachte an Vergangenheit und Zukunft. Hier an der von Kindheitstagen an ihm vertrauten geweihten Stätte war es ihm, als könne er mit der Heimat Zwiesprache führen wie mit keinem lebenden Menschen. Da rauschten aus den Zweigen der beiden herrlichen Linden Lieder auf ihn herab voller Wohlklang und Liebe, aber noch nie hatte er diese seligen Weisen festhalten können auf dem Notenpapiere. Jetzt dachte er auch an jene traumhaft süße Stunde, in der er mit einem Mädchen, das er liebte, auf der Bank gesessen hatte. Regina hieß sie, die vor einem Jahr einem ernsthafteren Freier, als er es sein konnte, das Jawort gegeben und mit ihm in die Ferne gezogen war. Er fühlte keinen Schmerz bei dieser Erinnerung. Jene Stunde, da sie schweigend, Hand in Hand hier gesessen hatten, gehörte ihm als unverlierbarer Besitz. Sie hatten sich nicht zu küssen getraut angesichts der ernststen, ja schauerlichen Stimmung, die von dem Altarbild ausging, das man durch das Gitter der Kapelle sah. Eine alte bemalte Holzschneizarbeit war es: Christus, fast in Lebensgröße und in krassen Farben dargestellt, stand dort an eine Säule gekettet. Aber niemand kann in Worten den Ausdruck des Elends und Jammers schildern, der das Angesicht des dornenkrönten Schmerzensmannes ganz erfüllte. Alle Trübsal und Not der Welt blickte aus diesem Menschenantlitz mit furchtbarer Unerbittlichkeit auf den frommen Beschauer. Wieder, wie schon so oft, stand Konrad Kreuzer dort am Gitter und hielt Zwiesprache mit dem göttlichen Dulder. Es war immer schon eine kindliche und wahnhafte Hoffnung des Sohnes der Talmühle gewesen, dieses fast schreckhafte Angesicht werde ihm eines Tages durch ein Wunder anders er-

scheinen, es müsse ihm endlich auch einmal ein mildes, tröstliches Lächeln zeigen. Denn so ganz nur mit Jammer und Bitterkeit schien dem jungen und empfindsamen Menschen die Welt doch nicht angefüllt zu sein. Wohl hatte er als angehender Mediziner in den Freiburger Spitätern die Leiden der Menschheit kennen gelernt und auch selbst schon manche Trübsal erfahren, aber gab es trotz alledem nicht noch viel Schönes, Tröstliches, ja sogar zum Jauchzen Herzerhebendes auf der Welt? Schmerzensheiland, weißt du nichts davon? Dies war die Frage, die er nun, wie schon oft an das Bildwerk richtete, das seine Seele erschütterte. Kamen nicht aus der windbewegten Krone der beiden Linden selige Melodien, herrliche Weisen voller Erdensehnsucht und Erdenfrieden? Man müßte diese holden Klänge des Friedens nur festhalten können, damit diese tröstliche Musik ein Besitz der Menschheit werden konnte. Dann würde im Antlitz der Menschen sich jenes milde friedliche Lächeln zeigen, das er in den Zügen dieses Heilandbildes immer vergeblich gesucht hatte. Konrad Kreuzer lauschte. In ihm und um ihn klang es. Menschenstimmen sangen, und in rauschenden Akkorden verwoben sie sich zu einem feierlichen Hymnus auf die Schönheit und den Frieden der Gottesnatur. Und wieder tönte es heiter und fröhlich in ihm: Geigen jubelten, die Klarinette blies eine wonnige wehmütige Weise, in die sich Hörnerklang und helle Rufe der Trompeten mischten, eine morgenfrische Symphonie des heiteren und mutigen Lebens war es. Nun hatte Konrad wahrhaftig die Augen voller Tränen. Er weinte vor Glück, denn nun wußte er es plötzlich, daß er den Menschen diese wunderbare und alle Herzen bezwingende Musik bringen werde. Dies und nichts anderes war sein Beruf! Mochte der Oheim Apotheker und der Better Johann Baptist, der Doktor und Kreisphysikus war, in einem Musikus auch etwas Ähnliches wie einen Zigeuner sehen, der mit seiner Geige der Lustbarkeit diene! So sollten eben die Zigeuner, diese unstäten Wanderer, von denen schon viele hier in der Kapelle Einkehr gehalten hatten, seine Brüder sein! In einem höheren Sinne wollte auch er der Lustbarkeit dienen, einer edlen, seelenhaften Lustbarkeit, der sich ja auch Gott hingab, als er der Welt einen solchen Frühlingmorgen wie diesen gesegneten schenkte.

\* \* \*

Am Giebelfenster der Talmühle stand Konrad am späten Nachmittag des folgenden Tages, schaute in die sonntägliche Welt hinaus und blies dabei auf seiner Klarinette, was ihm gerade an Melodien einfiel. Die Töne fügten sich wie von selbst zu fröhlichen und elegischen Weisen, es schien, als spiele er das alles von dem Bilde der Natur ab, in die er hinauschaute, und es wollte kein Ende nehmen mit dem bald sehnsüchtigen, bald jubelnden Spiel. Die Sonntagspaziergänger aus dem Städtchen, die drüben auf der kaum einen Flintenschuß weit entfernten Tuttlinger Straße lustwandelten, blieben stehen,



auschten und sagten: „Der Konrad ist wieder da!“ Aber plötzlich brach das Spiel doch ab. Konrad hatte auf dem Weg, der von der Straße herab zur Talmühle führte, zwei Gestalten herannahen sehen. Kamen sie schon? Er hatte ihnen doch entgegengehen wollen, es über dem Spiel auf der Klarinette aber versäumt, zu rechter Zeit aufzubrechen. Nun tauchten die Beiden, der Oheim und der Vetter, vor dem Buschwerk auf. Sie winkten Konrad, den sie an seinem Fenster sahen, mit ihren Stöcken zu. Der Musikus legte die Klarinette hin und beeilte sich hinabzukommen, um die Besucher zu begrüßen. Hoffentlich waren die Ankömmlinge, und besonders der Herr Vormund, guter Laune! Denn nun ging es um die Entscheidung! Aber wenn sie auch keine gute Stimmung mitbrachten, er hoffte sie ihnen beizubringen, indem er auf dem Spinett spielte und dazu sang! Und außerdem hatte der Oheim ja für diese Zusammenkunft einige Bouteillen erlesenen Weins in die Talmühle geschickt.

Man saß um den runden Tisch herum in der Stube Konrads, die trotz ihrer Schlichtheit den freundlichsten Eindruck machte. Zum offenen Fenster hinaus ging der Blick über die Lannenwipfel hinweg in die hügelige Landschaft. Der Kreisphysikus, Doktor Johann Baptist Fürst, ein schon etwas kahler Vierziger, holte seine Pfeife hervor und begann vom Fach zu sprechen. Er hatte einst auch in Freiburg studiert und fragte nun nach Professoren, die er kannte und nach Weinstuben, in denen er einst gezecht hatte. Bei diesem Thema konnte Konrad nicht recht mittun. Der Oheim entlockte eine Flasche, füllte die Gläser, schlug mit dem Stock, den er immer zwischen den Knien hielt, auf den Tisch und hielt eine Ansprache, die dem Herrn Neffen und jungen civis academicus galt. Er wurde etwas patriotisch dabei, es war ja die Zeit kurz nach dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, beteuerte dann aber, daß die ältere Generation der jungen an Schwung und feurigem Mut nicht nachstehen werde. Man trank auf die Zukunft des jungen hoffnungsvollen Mannes. Konrad dankte etwas schüchtern, erklärte, daß er später noch etwas zu sagen haben werde, und trank auf das Wohl seiner freundlichen Gönner, denen er nicht nur durch Bande des Bluts, sondern auch durch geistige Bande als Bürger der Hohen Schule und als Mediziner sich verbunden fühle. Das hatte er sich vorher schon ausgedacht. Der Vetter und Kreisphysikus geriet dann bei seiner nunmehr folgenden Ansprache ins Launische, redete etwas spöttisch und spitzig über das Hagensolzentum des Herrn Apothekers; in allem dürfe Konrad sich seine hier anwesenden Freunde zum Vorbild nehmen, nur darin nicht, denn das verführe in absonderliches Wesen und Grillen. Hier protestierte der Oheim, indem er mit dem Stock während dieser Worte auf den Boden pochte. Der Vetter aber fuhr fort, er habe in diesem Betreff schon seine Gedanken, er wisse ein Mädchen, das dereinst eine artige und würdige Frau Doktor vorstellen würde. Dem Vetter würde

er nachher insgeheim sagen, wen er meine, damit der Studiosus schon in diesen Ferien sich von den Reizen und Vorzügen des holden Kindes überzeugen könne. Weitere Wege werde Konrad mit seiner Hilfe finden. Der mit solcher Fürsorge Bedachte dankte lächelnd. Der Oheim aber war damit in sein Lieblingsthema hineingelassen worden, er erging sich satirisch und mit eleganter Bosheit in weiberfeindlichen Reden, nannte das zarte Geschlecht ein süßes Gift und beschwor den Herrn Neveu, sich seine Freiheit nicht abkaufen zu lassen. Er trank sein Glas leer auf die Freiheit des Mannes. In diesem Bezirk lief das Gespräch nun weiter im Kreis herum, wobei der Oheim sich ein wenig als gesellschaftlicher Freibeuter aufspielte, der über das Spießbürgertum des Herrn Kreisphysikus sich hoch erhaben dünkte. Aber nach einer Weile fand man plötzlich, daß das Thema nun genügend erörtert sei und daß man einen gemeinsamen Rundgesang steigen lassen müsse. Konrad setzte sich ans Spinett und man sang kräftig und mit Wärme: „Lebe, liebe, trinke, schwärme und bekränze dich mit mir. . .“

„Konrad“ rief der Oheim, als das Lied verklungen war, „du hast eine gute Stimme. Das klingt so hell und glockenrein! Du mußt uns einige Soli zum besten geben. Und auch einige Gänge auf dem Spinett. Der ehrenwerte Präzeptor Riegger hat mir heute morgen ein Langes und Breites über deine musikalischen Tugenden erzählt. Er meinte gar, an dir sei ein Musikus verloren gegangen. Wir wollen heute davon unsern Vorteil haben.“ Schon saß Konrad am Spinett. Zarte Klänge stiegen auf und leiteten das Lied ein:

„Noch ahnt man kaum der Sonne Licht,  
Noch sind die Morgenglocken nicht  
Im finstern Tal erklungen.  
Ich hab mich längst ins Feld gemacht  
Und habe schon dies Lied erdacht  
Und hab es laut gesungen.“



Kapelle bei der Talmühle



Man spendete Beifall. „Herrlich!“ rief der Oheim. „Hast du das Lied gemacht?“ „Ei freilich. Die Weise ist von mir, der Text von einem schwäbischen Poeten namens Uhländ, ich las ihn in einem Journal.“ Es folgten weitere Lieder. Die Männer lauschten. Unversehens hatte Konrad Notenblätter und Hefte aufgelegt. Ein ganzer Stoß davon lag auf einem Stuhl neben dem Spinett. Daraus suchte er seine Lieder aus. Die beiden Herren vergaßen jetzt ganz, sich weiterhin commentmäßig und burschikos auszusprechen, auch ihr Applaus, der nach dem ersten Lied ziemlich laut gewesen war, verstummte. Man schwieg in seliger Ergriffenheit. Der Kreisphysikus seufzte tief. Der Apotheker aber füllte alle Gläser, brachte Konrad das feine zum Spinett hin und sagte leis und fast feierlich: „Konrad, Konrad, welch eine glückliche Stunde! Solche Lieder hat man noch nie gehört. Du bist ein Künstler!“ Konrad wehrte ab: „Es ist nichts. Ich hoffe noch Schöneres machen zu können.“ Der Kreisphysikus blätterte in den herumliegenden Notenheften und rief: „Das ist erstaunlich, Vetter! Und das alles hast du gemacht neben dem Studium her? Eine große Arbeit, schon allein was die Feder anbelangt! Und schau, was ist das? Ein dickes Heft! „Die lächerliche Werbung“, Oper von Konradin Kreuzer. Das hast du auch gemacht? Und Konradin nennst du dich? Das ist schön. Wir Schwaben vergessen den letzten Hohenstaufen nicht.“ Der Apotheker nahm das Heft zur Hand: „Dies ist also die in Freiburg aufgeführte Opera, von der mir Riegger erzählte?“ Während der Oheim darin las und blätterte, überlegte sich Konrad, wie er seine Herzenssache nun endlich zur Sprache bringen sollte. Die

Stimmung schien ihm nicht ungünstig; es war vielleicht am besten, die Angelegenheit mit einem Scherz einzuleiten. Etwa in der Art, daß er sagte, die Dame, die der Herr Vetter für ihn im Auge habe, käme nicht in Betracht, er habe sich schon eine andere erwählt. Sie heiße Musica. Es sei allbereits ein festes Verlöbniß mit ihr zustande gekommen. Und nun erwartete er, daß der Herr Vormund die Zustimmung gebe zum öffentlichen Aufgebot. In diesem Stil, der der Stunde und den beiden Persönlichkeiten angepaßt war, gedachte er zu sprechen. Aber da geschah das Ueberraschende. Der Apotheker begab sich an seinen Platz, schlug mit dem Stoß auf den Tisch und sprach vom Wein beschwingt: „Konradin! was wir heute hörten und sahen, verpflichtet mich, verpflichtet uns! zu weit mehr als zu einer Ovation des Dankes vor einem Genie. Ahnst du, daß dies eine Schicksalsstunde ist, Konradino? Und du, Doktore Johannes Baptist, merkst du nicht, daß dieser junge Mann zu Höherem berufen ist als wir zwei beide? Eine Sünde wär's, fürderhin noch von ihm zu verlangen, daß er Anatomie oder Pathologie studieret. Er hat nie dafür eine Passion gehabt — wohl aber für die Tonkunst, nicht wahr? Und nun sage ich: der Konradin vulgo Konrad soll ein Musikus werden! Das sage ich, sein Vormund!“ Er wollte noch weiterprechen, aber da schloß Konrad, überwältigt von jubelndem Glücksgefühl, den Oheim in seine Arme und küßte ihn. Der Kreisphysikus schaute kopfschüttelnd zu und zündete umständlich seine Pfeife wieder an. Draußen war die Dämmerung heraufgekommen. Feierlich klangen die Abendglocken von Messkirch herüber.



Messkirch  
(nach einem alten Stabstich)